

zehnten Jahrhunderts anzueignen. Dante Rossini aber und dann Burne Jones, sein Schüler, wollten das ganze Glaubens- und Empfindungswesen von damals wieder verlebendigen: das heiße, inbrünstige, kindlich fromme Wesen und den überschäumend kräftigen Muth. So fieng man auch an, die Kunstzeugnisse des 14. und 15. Jahrhunderts hervorzufuchen und sich an ihrer Schönheit zu begeistern. Die Arazzis und die mannigfachen Textilgewebe, die in den Schlössern der Gothik und der Früh-Renaissance noch vorhanden waren, die Eisenarbeiten und Holzschneidereien wurden mit Eifer studiert. Bedeutende Maler verschmähten es nicht, in die Regeneration der Kunstindustrie selbstthätig einzugreifen. Dem Fehler, welchem die Prä-Raphaelitische Malerei verfallen war, keine zeitgenössische Kunst zu sein, sondern eine solche, die, wie Théophile Gautier sagt, sich ihr Milieu, ihr Jahrhundert und ihren Glauben eigenmächtig gewählt hatte — diesen Fehler vermied das Kunstgewerbe.

Durchaus originell hat es die empfangene Anregung im modernen Sinne weitergebildet. Man sehe die Wandtapeten und Frieze. Sie zeigen krauses Blumengewirr, das wild ineinander verhängt und verschlungen ist. Oder schlanke, stille Lilien, die auf blassem Grund vereinzelt schimmern. Oder lieblich sprossende Blümchen, wie auf einem Wiesenplan. Das ist freilich darin der Urton, die blätterverwobenen Verduren der Früh-Renaissance. Aber weit stärker klingt der müde Symbolismus durch, das perverse Sehnen nach unennbarer Gestaltung, das unserer Zeit eigen ist. Auch die ganze Naturanschauung der Japaner wirkt mit. Die Art ist sehr schön, wie die Engländer diese Tapeten und Wandstoffe anbringen. Sie führen nur einen breiten Fries oben am Zimmer herum. Der untere Theil der Wand ist dunkel gehalten. Dadurch wird Eintönigkeit vermieden. Um den phantastisch träumerischen Eindruck der Wandtapeten zu erhöhen, suchten die Künstler nun weiche Gewebe zu erzeugen, die an den Fenstern in lautlos stillen Falten herabfließen sollten. Die durchsichtig flatternden Gewänder der Botticelli'schen Engel dienten ihnen zum Vorbild. Es entstanden die Libertygewebe, die durch Weichheit, Glanz und Farbenzauber zu den schönsten Erzeugnissen gehören, welche die Textilkunst je hervorbrachte. Sie schmiegen sich so wohlthig an, verhüllen als Gazegewebe wolkenartig das Licht, bedecken weichfedernde Polster mit Atlaschimmer und die Sitze der Stühle mit dünn gewelltem Sammt. Die Zusammenstellung der Farben und der Dessins sind immer überraschend, voll phantastischer Grazie. Diese poetisch schwärmerischen Alluren dulden die Engländer aber nur dort, wo sie der Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit der Einrichtungsart nicht Eintrag thun. In dieser Beziehung sind sie unerbittlich. Man muß in einem englischen Fauteuil sitzen, um die ganze Raffiniertheit zu verstehen, mit welcher die Formen dem Körper angepaßt werden. So sind auch Schränke, Bibliotheken, Tische und Tischchen in wirklich genialer Weise den Gewohnheiten und Bequemlichkeiten des modernen Menschen accommodiert. Schnitzwerk wird möglichst vermieden, und das Zierat besteht meistens aus schön gearbeiteten Beschlägen, aus Ramellierungen und durchbrochenen Stäben. Um aber die durch so viele glatte Flächen leicht entstehende Monotonie zu vermeiden, wurde ein sehr pitantes und technisch ganz neues Verfahren gefunden. Die in Verwendung gelangenden Holzarten werden durch eine Beize gefärbt, so zwar daß das natürliche Gewebe durchscheint. Man sieht olivengrüne, graue oder zartgelbe Möbel, oft ganz discret mit Bronze-Intarsien geziert. Sie harmonisieren sehr schön mit den zarten Libertyfarben. Wenn man an der Kaminecke sitzt, die in keinem englischen Zimmer fehlt, und von da aus den Blick gleiten läßt über den wohnlich so zwanglos gestellten Raum, so hat man ein gutes Gefühl. So wohnen Menschen, die eine ausgeprägte Eigenart haben, offenen Sinn für das Schöne und reges Interesse für Fortschritt und Thätigkeit. Hier in Wien wird sich wohl in ein, zwei Jahren der englische Stil einbürgern. Möge man dabei mit mehr Verständnis und Geschmac vorgehen als bisher!

Die kleinen Gewerbsleute der Industrie freilich, die, nachdem es bei uns leider nicht anders ist, ihre Anregung und Belehrung von den Gewerbemuseen empfangen sollen, ahnen noch nichts von der nahen Wendung. Unverdroffen schaffen die Lehrkräfte der Fachschulen dürftige und banale Vorlagen, nach denen ebenso unverdroffen und gedankenlos gearbeitet wird. Und alljährlich sind die ausgestellten Industrie-Erzeugnisse ein trauriger Beweis für die Stagnation des künstlerischen Empfindens bei den Gebildeten und im Volk.

B. Zuckerkandl.

## Die Censur.

Seit einiger Zeit werden Stimmen laut, die sich heftig über unsere Theaterzensur beklagen und ungestüm ihr Ende verlangen. Herr Fritz Telmann, der Obmann der jungen Arbeiterbühne, hat diese Agitation begonnen und man muß ihm nachsagen, daß er sie mit Energie und in einer großen Weise führt. Versammlungen werden abgehalten, Autoren wie Halbe und Wildenbruch melden sich enthusiastisch und man vernimmt, daß auch die Directoren und die Schauspieler zustimmen. Es scheint nur Ankläger der Censur zu geben; ein Vertheidiger hat sich noch nicht gefunden. Die Behörde müßte wirklich sehr unklug sein, um sich einem so lauten und allgemeinen Verlangen zu widersetzen. Ist sie ein bißchen klug, so gibt

sie, denke ich, dem Drängen nach, hebt jene alte Verordnung auf und läßt den Agitatoren einen Erfolg, der ihnen schmeichelt, ohne ihr zu schaden: denn sie braucht die Censur ja gar nicht. Wenn es nur sonst im Theaterwesen beim Alten bleibt, kann sie auf die Censur getrost verzichten. Ich wundere mich, daß das in der ganzen Debatte noch nicht gesagt worden ist: ob jene alte Verordnung gilt oder nicht gilt, kann der Behörde gleich sein, solange nur unser System der Concessionen noch gilt.

Man wird das verstehen, wenn man einen Moment unsere Zustände betrachtet. Wer ein Theater leiten will, muß bei uns eine Concession haben. Diese Concession kann jedem verweigert werden, niemand hat ein Recht auf sie. Die Behörde kann sie gewähren, die Behörde kann sie versagen, nach ihrem Belieben. Die Concession ist eine Gunst, die die Behörde zu vergeben hat; man muß ihr Günstling sein, um Director zu werden. Sie kann sich also die Leute aussuchen: wer ihr nicht paßt, den läßt sie nicht zu und passen werden ihr immer nur ganz verlässliche und sichere Personen, die mit sich reden lassen. Hält ein Bewerber nicht, was er versprochen hat, so ist es ihr nicht schwer, ihm sehr unangenehm zu werden, und sie hat Mittel genug, ihm den ganzen Betrieb zu stören. Wozu braucht sie also eigentlich erst noch die Censur? Sie kann das doch viel einfacher haben. Sie steht sich den Menschen an, der um eine Concession bittet, gewährt sie ihm nur, wenn er gefügig und zuverlässig ist, und läßt ihn von Zeit zu Zeit ihre Macht fühlen. Dann wird es genügen, wenn sie ihm sagt: es ist uns nicht angenehm, daß gewisse Meinungen dramatisch geäußert werden, diese und jene Fragen sollten auf der Bühne lieber nicht verhandelt werden, wir wünschen es nicht. Mehr wird sie ihm gar nicht zu sagen brauchen. Von einem Untergebenen braucht der Vorgesetzte nichts zu fordern; es genügt, wenn er es wünscht. Gibt es keine Censur mehr, aber bestehen die Concessionen fort, so wird der Director jeden Text, der ein bißchen bedenklich ist, zu einem „Bekanntem“ bei der Behörde tragen und „im privaten Wege“ anfragen, ob man etwa gegen das Stück etwas haben würde; die Antwort wird ihm Befehl sein, weil er ja nicht „mißlieblich“ werden will. Die Behörde ist also dann nicht schlechter daran und wir nicht besser als heute; ja, sie ist es eigentlich, die noch profitieren wird, weil sie sich in ihren „vertraulichen“ Wünschen dann viel mehr erlauben darf als jetzt mit ihren öffentlichen Verboten. Sie hat dann dieselbe Macht, aber sie hat keine Verantwortung mehr. Verbietet sie heute ein Stück, so kann sich der Autor an das Publicum wenden: er läßt das Stück drucken, versendet es an die Journale und ruft jeden Leser zum Zeugen an; so wird die Censur heute unter öffentlicher Controle geübt. Dann wird die Behörde dem Director vertraulich bedeuten, daß er ihr mit diesem Stücke gerade keine besondere Freude machen würde, und darauf wird jeder Director dem Autor bedeuten, daß er für das interessante Werk an seiner Bühne zu seinem aufrichtigen Bedauern leider keine Verwendung hat. Das wird das ganze Resultat sein.

Nun höre ich die Agitatoren sagen: „Gut, es mag sein, daß Sie Recht haben! Aber was beweist das? Das beweist doch nichts gegen unsere Sache! Es beweist höchstens, daß wir eben noch weiter gehen müssen. Sie sagen: die Censur wird, wenn man auch jene Verordnung entfernt, auf eine heimliche und darum noch viel gefährlichere Art doch noch immer bestehen, so lange das heutige System der Concessionen besteht. Wir wollen der Censur ein Ende machen. Um jeden Preis! Wenn es also sein muß, weg mit diesen Concessionen! Wird die Aufhebung der Censur durch die jetzigen Concessionen illusorisch, nun, so hebe man auch diese Concessionen auf! Davor schrecken wir nicht zurück. Das Theater sei frei, jeder unbescholtene Mann habe das Recht, ein Theater zu führen! Dann werden sich schon energische und tapfere Männer finden, die nach den „vertraulichen“ Wünschen der Behörde nicht fragen.“ So werden die Agitatoren sprechen.

Das klingt ja sehr plausibel. Wir wollen die Censur abschaffen, das System der Concessionen hält die Censur; also weg mit diesem System! Nichts kann logischer sein. Aber weiß man denn auch, was das heißt? Das heißt, daß sich dann jeder kleine Wucherer im theatraischen Geschäft versuchen wird, und was soll dann die Schauspieler schützen? Jetzt wird eine Concession doch nur an Leute vergeben, die einen ziemlich anständigen Namen haben oder doch nicht verurufen sind. Dann kann sich jeder Mädchenhändler ein Theater nehmen. Jetzt ist ein Director wenigstens durch die Angst gebunden, es könnte ihm, wenn er es zu arg treibt, so daß es öffentlich zu einem Scandal kommt, doch einmal die Concession entzogen werden. Aber dann, wer soll dann die Schauspieler schützen? Nein, es ist unmöglich, die Concessionen abzuschaffen, bevor man ein neues Gesetz geschaffen hat, das dem Schauspieler denselben Schutz vor seinem Director gewährt, den jeder Arbeiter vor seinem Fabrikanten hat.

Darum freue ich mich über die Agitation gegen die Censur, weil sie ja nicht stehen bleiben kann. Ist es ihr ernst, so muß sie sich an die Concessionen machen; sollen diese weg, so müssen wir erst „ein Recht der Schauspieler“ haben. Und so treibt auch dieser kleine Lärm am Ende zu der großen Reform hin, die unser ganzes Theaterwesen verlangt.

Sermann Bahr.